

DROEMER 

Don Winslow

MISSING. NEW YORK

Roman

Aus dem Amerikanischen von Chris Hirte

DROEMER 

Die amerikanische Originalausgabe erscheint unter dem Titel
»Missing. New York« bei Alfred A. Knopf, New York.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer.de



© 2014 by Don Winslow

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© 2014 Droemer Verlag

Ein Unternehmen der Droemerschen Verlagsanstalt

Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Antje Steinhäuser

Umschlaggestaltung: NETWORK! Werbeagentur, München

Umschlagabbildung: © Mark Owen / Arcangel Images

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-30428-0

5 4 3 2 1

**MISSING.
NEW YORK**

»Jedes vermisste Kind ist eins zu viel.«

John Walsh

Der Morgen in Manhattan kam mit dem Poltern und Zischen eines Müllautos, das die Sünden der Nacht bereinigte.

Oder es versuchte.

Die Sonne ließ sich noch nicht blicken, doch die Hitze war schon da, und selbst im sechsten Stock meines Billighotels roch ich den Müllgestank, der vom Hof aufstieg. Kein Wunder – ich hatte das Fenster geöffnet, um einen Hauch frische Luft zu erhaschen.

Die Hitze dieses endlosen Sommers sammelte sich in dem Betonkasten wie alte, aufgestaute Wut.

Es war Ende August und der Herbst nur eine ferne Verheißung.

Mein weißes Hemd klebte an mir, als ich es überzog. Es war nicht frisch, aber das sauberste, das ich hatte. Ich stieg in die Khakihose, zog Socken und Schuhe an, dann streifte ich die Schussweste über, steckte die 38er Smith & Wesson ins Hüftholster und zwängte mich in den blauen Blazer, um sie zu verbergen.

Es war Zeit, Hailey Hansen nach Hause zu holen.

Mein Name ist Frank Decker.

Ich spüre vermisste Personen auf.

Als ich Haileys Namen zum ersten Mal hörte, war ich noch Ermittler bei der Polizei in Lincoln, Nebraska. Es war gegen Dienstende, ich kam gerade von einer Zeugenvernehmung und war ziemlich geladen. Crystal Meth im Rockermilieu. Das einzig Gute an solchen Verfahren: Man hört ein paar nette Umschreibungen für das Wort »Drecksack«.

Ich fuhr also Richtung Zentrale und freute mich schon auf mein kühles Bierchen, als »Code 64« über Funk kam – eine Vermisstenmeldung.

Hansen, Hailey Marie.

Afroamerikanisch, weiblich.

Fünf Jahre alt.

Ein Meter sieben, siebzehn Kilo.

Schwarzes Haar, grüne Augen.

Ermittler, bitte übernehmen.

Da ich gerade in der Nähe war, meldete ich mich und steuerte den kleinen Bungalow in dem Viertel an, das Russian Bottoms heißt.

Die Mutter des Kindes stand auf dem Gehweg und sprach mit dem Cop, der ihren Anruf entgegengenommen hatte. Sie trug eine ärmellose Bluse in Pink, weiße Shorts und Sandalen. Ihr Gesicht war verheult, ihr mittelblondes Haar schwitzig und verklebt.

Wer nicht an die globale Erwärmung glaubt, sollte einmal im August nach Nebraska fahren und aus dem klimatisierten Auto steigen. Kein Regen seit Mai, in der gnadenlosen Sonne verdorrt der Mais, während dicke Gewitterwolken dräuen – vielversprechend, quälend, ohne auch nur einen Tropfen Feuchtigkeit zu bringen.

Nur die süße Folter der Hoffnung.

Andere Mütter fanden sich ein und standen auf dem Gehweg und dem Rasen herum, die Hände fest auf den Schultern ihrer eigenen Kinder, während sie von zwei Cops befragt wurden – im Gesicht eine Mischung aus Angst und der heimlichen Erleichterung, dass es nicht sie, sondern die andere Frau traf.

Die Fragen kannte ich auswendig. Standardfragen, das kleine Einmaleins der Grundausbildung.

Wann haben Sie Hailey zuletzt gesehen? Ist Ihnen hier in der Umgebung irgendetwas aufgefallen? Gibt es einen Verdächtigen?

Und dann die entscheidende Frage.

Haben Sie eine Vermutung, was mit Hailey passiert sein könnte?

Denn wenn Angehörige – oder ein Freund der Mutter – dem Kind etwas angetan haben, rücken die Nachbarn damit heraus. Erst zögernd, dann bereitwillig. Oder es zeigt sich, dass sie schon öfter beim Jugendamt angerufen haben. Oder es liegen dort schon mehrere Anzeigen wegen »häuslicher Gewalt« vor.

Trotz achtunddreißig Grad im Schatten behielt ich meinen Blazer an, um die Pistole zu verdecken. Wozu die Kinder ängstigen? Normalerweise bleiben sie ruhig, solange die Erwachsenen die Nerven bewahren.

Ich hoffte, dass Klein Hailey gleich aus dem nahen Park

herausspaziert käme, von der Mutter ungestüm in die Arme geschlossen und mit einem sanften Klaps bedacht. Wir würden einen erleichterten Blick wechseln und uns verabschieden. *Schon gut, Ma'm, wir freuen uns, dass sie wieder da ist.* Dann ab nach Hause, unter die kalte Dusche, danach ein noch kälteres Bier, während die Bruthitze des Nachmittags in die Bruthitze des Abends übergeht.

Softball-Spiele.

Das Eisauto.

Entspanntes Plaudern auf der Veranda mit Fliegengitter.

Ein Sommerabend im mittleren Westen. Alles normal. Sogar eine Normal Street gibt es in dieser Stadt.

Hitzewellen und Gewaltwellen gehen Hand in Hand.
Meiner Erfahrung nach.

Die Sicherungen brennen schneller durch, die Fäuste sitzen lockerer. Betrunkenen vor der Bar reicht ein schiefer Blick, um loszuprügeln, Liebespärgchen werden zu Hasspärgchen, sobald ein falsches Wort fällt, Achtzigjährige, seit sechzig Jahren verheiratet, werfen Tassen, weil er eine andere Wiederholung sehen will als sie.

Kinder reißen von zu Hause aus.

Es passiert einfach. Eine lange Hitzeperiode zermürbt selbst die wachsamsten Eltern, und Kinder sind eben Kinder. Es reicht eine kleine Ablenkung im Supermarkt, und weg sind sie. Man bleibt nur kurz stehen, will einem Freund hallo sagen, schon sind sie um die nächste Ecke.

Dass Kinder ausreißen, ist ganz normal.

So etwa drückte sich auch Cheryl Hansen aus, während ich auf sie zusteuerte.

»Ich war nur kurz im Haus«, erklärte sie dem Cop, »und als ich wieder rauskam, war sie weg.«

»Verstehe«, sagte Cerny.

Cerny, ein bulliger Böhme (ausgesprochen »Tschörny«), stammte von einer Farm zwanzig Meilen nördlich der Stadt, ich kannte ihn ganz gut. Seine Riesenpranken waren wie geschaffen für den Traktor, doch Cerny hatte

sich frühzeitig entschieden, lieber durch die Straßen als über die Felder zu fahren. Ein altgedienter Officer, der nicht alles falsch machte, was man falsch machen konnte.

Wird ein Kind vermisst gemeldet, kommt es auf den »Ersthelfer« an. Obwohl das Schlimmstmögliche, die Entführung durch einen Fremden, nur in einem von zehntausend Fällen eintritt, muss man von dieser Möglichkeit so lange ausgehen, bis sie ausgeschlossen werden kann. So herum ist es nicht schlimm, wenn sich die Vermutung als falsch erweist. Andersherum setzt man das Leben des Kindes aufs Spiel.

Anzunehmen war also, dass Cerny schon auf der Anfahrt die Videokamera eingeschaltet hatte, um alles festzuhalten, was später von Nutzen sein konnte. Außerdem hatte er einen Umkreis festgelegt, der auf der schnellen Schätzung beruhte, wie weit ein fünfjähriges Mädchen in der vorgegebenen Zeit laufen konnte, und andere Streifenwagen angewiesen, sich von außen nach innen vorzuarbeiten – denn sie sollten das Kind nicht *jagen*, sie sollten es *aufhalten*.

Haileys Personenbeschreibung hatte er schon durchgegeben – den Funkspruch, den ich gehört hatte. Gleich beim Zusammentreffen mit der Mutter dürfte er sie um ein aktuelles Foto gebeten haben. Einer der wenigen Vorzüge der Smartphone-Ära, die ich ansonsten verabscheue, besteht darin, dass die Leute immer Fotos ihrer Kinder parat haben. Es reichten also ein paar Knopfdrücke, und Haileys Foto erschien auf den Monitoren aller Streifenwagen der Stadt.

Auch den Hubschrauber hatte Cerny bestellt, denn der Bell 407 schwebte schon über uns, das hackende Geräusch der Rotoren erzeugte eine Kriegsatmosphäre, die mir nur

zu vertraut war. Kriegsszenen mag ich überhaupt nicht, aber sie sind mir immer noch lieber als die Szenen, die entstehen, wenn ein Kind spurlos verschwindet.

Ich trat an Cheryl Hansen heran und stellte mich vor.

Sie sah aus wie Anfang zwanzig. Eine Frau vom Typ Highschool-Schwarm, doch ihre Highschool-Zeit schien lange vorbei. Man sah es an den Ringen unter ihren grünen Augen und dem bitteren Zug um die Mundwinkel. Jede Enttäuschung hinterlässt ihre Spuren, und Cheryl sah aus, als hätte sie mehr als reichlich davon erlebt. Sie war etwa einen Meter zweiundsiebzig groß und trug an die fünfzehn Pfund überflüssiges Gewicht mit sich herum. Ihr Blick war klar – keine Anzeichen von Dope oder dem Wodka, der einem über den Tag hilft.

Jetzt sah sie völlig verängstigt aus.

»Detective Sergeant Decker«, stellte ich mich vor.

Sie hörte »Detective« und rief: »O Gott!«

»Nur eine Vorsichtsmaßnahme«, sagte ich. »Meine Leute nennen mich Deck. Darf ich Cheryl zu Ihnen sagen?«

Ich reichte ihr die Hand, sie nahm sie, und ich warf einen Blick auf ihren Unterarm. Keine Verletzungsspuren an den Knöcheln. Keine Schwellungen, keine Bissmarken. Klinge ich wie ein Zyniker? Das bringt der Beruf so mit sich. Aber Kinder, besonders Mädchen, beißen, wenn sie sich wehren.

Auch wichtig: Sie trug keinen Ehering.

»Haben Sie ein Foto von Hailey dabei?«, fragte ich.

Sie hielt ihr Handy hoch, da sah ich Hailey Hansen zum ersten Mal.

Wirklich ein süßer Fratz.

Ihr Gesicht hatte die Farbe von Karamell, das schwarze Haar war zu festen Zöpfen geflochten.

Aber ihre Augen waren es, die einen packten.

Grün und katzenartig wie die der Mutter – und mit einem Ausdruck, der für ein Kind ungewöhnlich war. Sie schaute selbstbewusst in die Kamera und schien zu sagen: *Das bin ich. Ob ihr wollt oder nicht.*

Ich mochte sie auf Anhieb.

»Cheryl«, sagte ich. »Kann es sein, dass Hailey bei ihrem Vater ist?«

Die allermeisten Kindesentführungen gehen auf das Konto von »nicht sorgeberechtigten Elternteilen«. Ich hoffte, dass es auch hier so war. Solche Fälle hatte ich öfter, und gewöhnlich ist das Kind nach ein paar Stunden wieder da.

»Tyson hat sich aus dem Staub gemacht«, sagte Cheryl. »Fünf Sekunden nachdem er hörte, dass ich schwanger war. Auf Nimmerwiedersehen.«

Ich notierte seinen vollen Namen – Tyson Michael Garnett. »Haben Sie ihn auf Unterhalt verklagt?«

»Wozu?«

Mit dieser Antwort provozierte sie eine weitere Frage. »Cheryl, sind Sie sicher, dass er der Vater ist?«

Das war nicht besonders nett, aber ich musste ausschließen, dass irgendwo ein Tatverdächtiger herumlief, von dem wir nichts wussten. Irgendein Typ, der meinte, man hätte ihm sein eigen Fleisch und Blut genommen, und nun zur Tat geschritten war.

Mit dem bösen Blick, den ich verdient hatte, erwiderte sie: »Ich habe nur mit *einem* Schwarzen geschlafen, wenn Sie das meinen.«

Genau das meinte ich, und ich fühlte mich beschissen deswegen.

»Haben Sie im Auto nachgesehen?«, fragte ich.

»Nein«, sagte sie. »Das schließe ich immer ab, und Hailey würde nie die Schlüssel nehmen.«

Sie sagte es geradeheraus, ohne zu zögern oder sich über meine Frage zu wundern.

»Können wir mal nachsehen, für alle Fälle?«, fragte ich.

Es war durchaus möglich – Kinder sind fasziniert von den Autos ihrer Eltern. Ich habe Achtjährige erlebt, die sind eingestiegen, haben den Motor gestartet und die Familienkutsche auf die Straße rausgerollt. Und okay, ich hatte einen Hintergedanken. Ich wollte sehen, ob es Blutspuren in dem Auto gab und ob der Motor noch warm war.

Cheryl rannte ins Haus, kam Sekunden später zurück und hielt die Schlüssel in die Höhe.

»Haben Sie Ersatzschlüssel?«, fragte ich auf dem Weg zum Auto.

»Nein, nur diese.«

»Wann haben Sie das Auto zuletzt benutzt?«, fragte ich. »Vielleicht haben Sie es nicht abgeschlossen?«

»Gestern Abend«, sagte sie. »Ich habe es garantiert abgeschlossen.«

Der 2007er Camry parkte einen halben Block weiter auf der anderen Straßenseite. Er war abgeschlossen, und sie schaute durchs Fenster hinein, während sie aufschloss. Ich stützte die Hand auf die Motorhaube – sie war heiß von der Sonne, aber nicht vom Motor.

Dann öffnete ich die Beifahrertür.

Hailey war nicht zu sehen, und ich fand nichts Auffälliges – kein Blut, keine Anzeichen einer frischen Reinigung, keinen Putzmittelgeruch. Das Auto sah ordentlich und gepflegt aus, aber es war nicht gründlich gesäubert worden.

»Ich muss nur kurz mit Sergeant Cerny sprechen«, sagte ich. »Bin gleich wieder bei Ihnen.«

Sie nickte irritiert, was man verstehen konnte. Und ihr Kopf war ständig in Bewegung – sie hielt Ausschau nach ihrem verschwundenen Kind.

Ich nahm Cerny ein paar Schritt beiseite und holte mir die nötigen Informationen: Cheryl Hansen war auf die Toilette gegangen und hatte Hailey auf dem Rasen vor dem Haus zurückgelassen, wo sie mit ihrem Plastikpferd gespielt hatte. Als sie zurückkam, war Hailey verschwunden. Sie schaute im Haus nach, für den Fall, dass ihre Tochter hineingegangen war, dann lief sie die Straße hinab und rief ihren Namen. Um diese Zeit hielten sich auch andere Mütter draußen auf, aber Hailey war nicht zu Nachbarkindern spielen gegangen.

Jetzt bekam es Cheryl mit der Angst zu tun. Sie rannte auf die andere Straßenseite – obwohl Hailey genau wusste, dass sie nicht allein hinüberdurfte –, bis zu dem kleinen Park, der zwei Ecken weiter begann. Hailey ging gern in den Park. Mir fiel ein, dass es dort eine Schaukel und eine Rutsche gab.

Als sie Hailey auch auf dem Spielplatz nicht fand, wählte Cheryl die 911. Klein nahm den Notruf entgegen und war drei Minuten später bei ihr. Cheryl sagte aus, sie habe zwanzig Minuten nach Hailey gesucht und dann die Polizei gerufen.

Eine halbe Stunde war also schon vergangen, als wir den Fall übernahmen.

Es ist ein verständlicher Fehler, den viele Eltern in sol-

chen Situationen begehen. Ob aus Verlegenheit oder Scham oder in der Erwartung, das Kind werde sich schon einfinden – oder weil sie niemandem zur Last fallen wollen: Meist zögern sie zu lange, bevor sie die Polizei anrufen.

Ich wollte, sie reagierten schneller.

Viel lieber mache ich mir unnötige Sorgen.

Weil ich die brutalen Fakten kenne. Fast fünfzig Prozent der Kinder, die von Entführern getötet werden, sterben in der ersten Stunde nach ihrem Verschwinden.

Die Zeit arbeitete nicht für uns.

Erst recht nicht für Hailey.

Als Erstes musste ich eine Befragung starten.

Die Befragung ist entscheidend – meist finden sich Leute, die wir als »ahnungslose Zeugen« bezeichnen. Die etwas gesehen haben, aber nicht wissen, dass es für den Fall von Bedeutung ist. Wir mussten losgehen und mit den Nachbarn reden.

»Wir machen eine Anwohnerbefragung«, sagte ich zu Cerny. »Erst die vier angrenzenden Straßen. Dann weiten wir aus.«

Die meisten Kindesentführer wohnen in der Nähe ihrer Opfer. Hailey konnte in einem dieser Häuser versteckt sein – im Keller, auf dem Dachboden, in einem Hinterzimmer.

»Keine Ausnahmen«, sagte ich. »Selbst wenn der Dalai Lama öffnet – ihr müsst ins Haus. Und keine Albernheiten. Wenn deine Leute Dope finden, stellen sie sich blind. Sie haben nur Augen für Hailey, verstanden?«

Ich wollte nicht, dass ehrgeizige Nachwuchs-Cops ihre Zeit mit dem Aufstöbern von Marihuana vergeudeten oder die Gelegenheit benutzten, die Zahl ihrer Festnahmen zu erhöhen.

»Es kriegen alle Bescheid«, sagte Cerny.

Darauf konnte ich mich bei ihm verlassen.

»Sie sollen sich an die Standardfragen halten und auf die rechtskräftige Einwilligung zur Durchsuchung achten«, ermahnte ich ihn. »Aber wenn einer protestiert und einen Durchsuchungsbefehl verlangt, hören deine Jungs ein Kind im Haus schreien, und sie gehen rein. Ich mache das dann mit dem Richter klar.«

Die meisten Richter in Lincoln kannte ich. Die waren ziemlich vernünftig, außerdem drückten sie das eine oder andere Auge zu, wenn es um Kinder ging. Trotzdem: Tauchte Hailey wieder auf, musste ich mich auf bergerweise Beschwerden über das rabiate Vorgehen der Polizei gefasst machen.

Eigentlich war es das, was ich erwartete – dass Hailey wieder auftauchte und die Nachbarn sauer auf uns waren. Mit diesem Resultat konnte ich leben.

Es macht mir nichts aus, dumm dazustehen.

Darin habe ich Übung.

Und ganz bestimmt wollte ich nicht zur Beerdigung eines Kindes gehen und mir sagen: *Wenigstens stehe ich nicht dumm da.*

»Schick eine Streife zum Güterbahnhof«, sagte ich, »die sollen dort die Penner fragen, ob sie was gesehen haben. Und Grüße von mir ausrichten.«

Als Cop war ich in der Gegend Streife gefahren und kannte viele von den Jungs. Ich hatte sie anständig behandelt, sie nicht schikaniert oder nur aus Langeweile aufgescheucht. Ein paar von denen habe ich zur Entgiftung gefahren, auch wenn das Auto tagelang nach ihnen stank.

»Und eine Hundestaffel brauchen wir«, sagte ich zu Cerny.

»Ist schon bestellt.«

»Dann beordere alle Einheiten zum Parkplatz der Prescott School.«

Was die Mutter eines vermissten Kindes zuallerletzt braucht, ist ein Zirkus vor dem Haus. Polizeistaffeln, Dienstfahrzeuge, Gaffer, vielleicht auch noch die Presse, wenn sich die Sache nicht schnell genug aufklärt. Besser, man verlegt das Ganze ein paar Straßen weiter und erspart der Mutter diese Belästigung.

»Wir müssen eine Adresse ermitteln«, sagte ich zu Cerny. »Tyson Michael Garnett. Männlich, schwarz, Ende zwanzig.«

»Der Vater?«

»Ja«, sagte ich. Dann: »Ich habe kein Spielzeugpferd vor dem Haus gesehen.«

Cerny schüttelte den Kopf.

Magic galoppiert über die Wiese.
Schnell wie der Blitz, leichter als der Wind.
Das kleine Mädchen klammert sich an die Mähne und
flüstert: »Schneller, Magic, schneller!«

Nur Magic kann sie hören, sonst keiner.

Nur Magic.

Sie beide sprechen eine Sprache, die kein anderer versteht. Vor Magic hat sie kein Geheimnis und Magic nicht vor ihr.

Er ist der Hüter ihrer Geheimnisse.

Jetzt flüstert sie ihm eins zu.

Sie wird ihren Daddy besuchen. Sie weiß, dass Mom schimpfen wird.

Magic versteht sie.

»Bring mich zu meinem Daddy, Magic! Schneller! Schneller!«

Sie hält sich an der Mähne fest, aber ihr fallen die Augen zu.

Dann schläft sie ein.